
Alle an Bord!

Seelisches Wohlbefinden von Kindern durch Zusammenarbeit mit Eltern fördern

Vortrag auf der Abschlussveranstaltung des Projekts „Schatzsuche“. Entwicklung eines Konzepts zur Förderung des seelischen Wohlbefindens von Kindern in Kindertagesstätten, Hamburg 05. September 2013

Dr. Antje Richter-Kornweitz, Landesvereinigung für Gesundheit & Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen e.V.



Alle an Bord – Seelisches Wohlbefinden von Kindern durch Zusammenarbeit mit Eltern fördern.

Dr. Antje Richter-Kornweitz, Landesvereinigung für Gesundheit & Akademie für Sozialmedizin e.V.

„Alle an Bord – Seelisches Wohlbefinden von Kindern durch Zusammenarbeit mit Eltern fördern“, was heißt das? In diesen beiden Zeilen sind mindestens drei große Themen enthalten, auf die ich in meinem Vortrag eingehen werde.

Zunächst *Zusammenarbeit mit Eltern*. Unter den Themen, die für Kindertageseinrichtungen wichtig sind und häufig nachgefragt werden, ist dies ein Dauerbrenner. Legt man den Fokus auf „Zusammenarbeit mit Eltern“, stehen dort zunächst einmal viele Fragen: Wie geht das – Zusammenarbeit mit Eltern? Was wollen und brauchen Eltern? Was können wir von Eltern erwarten, sollten wir von uns selbst erwarten? Wie erreichen wir Eltern mit Themen, die wir als pädagogische Fachkräfte für wichtig halten? Kann zuhause weitergeführt werden, was in der Einrichtung begonnen wurden?

Ein weiteres, mindestens ebenso umfassendes Thema ist *seelisches Wohlbefinden*. Was heißt das? Die Hamburgische Arbeitsgemeinschaft für Gesundheitsförderung führt dies auf ihrer Homepage unter dem Begriff „psychosoziale Gesundheit“ auf. Wer von Ihnen mit Gesundheitsförderung vertraut ist, verbindet damit wahrscheinlich die Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO), in der seelisches, neben körperlichem und sozialem Wohlbefinden explizit als notwendige Bedingung zur Erhaltung der Gesundheit identifiziert wird.

Doch woran misst sich seelisches Wohlbefinden? Entsprechend dem von der WHO vermittelten Konzept von Gesundheit, spielt hier eine subjektive Komponente hinein. Anders ausgedrückt: Was verstehen Sie unter seelischem Wohlbefinden? Ist es das Gleiche, was ich darunter verstehe? Mit Sicherheit ist es etwas ganz persönliches, etwas das auf Ihren Erfahrungen, Ihrem Lebensstil, ihrer Lebensumwelt basiert. Als Erwachsene können sie diesbezüglich reflektieren, abstrahieren und dabei Ihre eigene Definition finden. Doch wie sieht seelisches Wohlbefinden bei Heranwachsenden aus? Sicher, manche Kinder strahlen es aus. Bei anderen ist es schwerer zu erkennen. Wir müssen nach Signalen suchen und wissenschaftlich vorgehen, um diese Erkenntnisse zu gewinnen und daraus gute Konzepte zur Förderung seelischen Wohlbefindens zu entwickeln.

Außerdem und drittens: Gleich zu Beginn des Vortragstitels ein weiteres großes Thema: *Alle an Bord! Dieser Titel* hat natürlich mit der Sprach- und Bilderwelt des Elternprogramms „Schatzsuche“ zu tun. „Alle an Bord -- wir suchen einen Schatz!“ Das, was im Alltag verbuddelt, verschüttet und verloren gehen kann, weil er anspruchsvoll ist. Weil Eltern viel mit sich selbst, ihrem Beruf, ihren allgemeinen Verpflichtungen und den organisatorischen Aufgaben des Familienlebens zu tun haben oder auch mit existentiellen Nöten, wenn sich (finanzielle) Belastungen und Krisen aneinander reihen, somit kaum mehr zu bewältigen sind.

Über das Elternprogramm „Schatzsuche“ sollen *alle* Eltern erreicht werden. Eines der Projektziele lautet daher, die Gesundheitschancen von sozial Benachteiligten zu fördern. Die Beteiligten stellen sich damit die Aufgabe, Menschen anzusprechen, die Gesundheits- und Bildungsangebote eher nicht von sich aus in Anspruch nehmen – aus unterschiedlichsten Motiven heraus. Ein weiteres Ziel ist, Eltern zu befähigen, die Kompetenzen und Stärken ihrer Kinder wahrzunehmen und zu fördern, sozusagen ihren kostbaren Schatz ans Licht zu bringen.

Ebenso geht es aber auch darum, *alle* an Bord zu holen, auch diejenigen, die leicht durchs Netz fallen und so nicht erreicht werden. Es geht darum, die Schätze in unserer Gesellschaft nicht zu vernachlässigen, vielmehr sogar auf die Suche nach Menschen zu gehen, die ohne diese Unterstützung mitsamt ihren Talenten und Kompetenzen unter- und verloren gehen könnten. Armut und soziale Benachteiligung sind bleischwere Gewichte, die Menschen herunterziehen können. Unfreiwillige existentielle Nöte machen freies und positives, zukunftsgerichtetes Denken schwer, genauso wie intensive Zuwendung und Fürsorge, z.B. für die Familie. Das Elternprogramm „Schatzsuche“ zielt daher direkt darauf, Wege zu sozial benachteiligten Familien zu öffnen und Chancen für Familien zu verbessern, die in Armut leben.

Das ist dringend nötig, denn Armut ist nach wie vor weit verbreitet, fast tritt schon ein Gewöhnungseffekt ein. Seit 2005 ist etwa jede/r Siebte bundesweit von Armut betroffen. Im Jahr 2012 lebt in Deutschland fast jede/r Fünfte Unter-18jährige (18,9%) in Armut, in Hamburg im selben Jahr mit 24,8% fast jede/r Vierte¹. Jeder sechste. d.h. 17,7%. der Gesamtbevölkerung Hamburgs lebt in Armut, in manchen

¹ (gemessen am Landesmedian und mit 21,3% gemessen am Bundesmedian etwas mehr als jedes fünfte).

Stadtteilen ist mehr als jedes zweite Kind betroffen (www.statistisches-bundesamt.de).

Diese Zahlen spiegeln jedoch noch nicht die Zahl der Kinder, deren Eltern berufstätig sind und nur ein Einkommen an der Armutsgrenze erzielen, die so genannten *working poor*. Über 22% aller Vollzeitbeschäftigten in Deutschland arbeiten im Niedriglohnbereich und erhalten weniger als 2/3 des Durchschnittslohns (<http://deutsche-wirtschafts-nachrichten.de/2013/07/26/jeder-vierte-deutsche-arbeitet-fuer-einen-niedriglohn/>) Dazu gehören auch diejenigen, die trotz Erwerbstätigkeit aufstockende Leistungen in Anspruch nehmen müssen, um über die Runden zu kommen. Ihre Zahl ist in Westdeutschland allein zwischen 2007 und 2010 um 14% gestiegen. In den alten Bundesländern waren Ende 2011 fast 29% der Hartz IV-Empfänger zwischen 15 und 64 Jahren erwerbstätig, jedoch bei nicht ausreichender Entlohnung (DGB/Themen 25.06.12 <http://www.dgb.de/themen/++co++749c948e-bc6d-11e1-5822-00188b4dc422>). Dieser die Unternehmen begünstigende Rückgang existenzsichernder Löhne kostete die Gesellschaft im Jahr 2011 immerhin 6 Milliarden Euro. Geld, das den Bund und die Kommunen erheblich belastet und auch dort fehlt, wo es um freiwillige Leistungen für Familien geht.

Wenn also im Titel meines Beitrags steht: „Alle an Bord“, dann ist das keine reine Aussage oder Forderung. Es steckt immer auch eine Frage dahinter und ebenso eine Einladung. Die Frage lautet, ob wirklich alle die Gelegenheit haben, dabei zu sein, die dies wünschen und benötigen. Die Einladung richtet sich sowohl an diejenigen, die sich als Mütter und Väter eher nicht von Elternprogrammen und anderen Elternbildungsangeboten angesprochen fühlen, wie auch an die „Erfinder/innen“ und „Leiter/innen“ entsprechender Angebote. Sie ist auch gedacht als Einladung, sich zugunsten der Eltern (und auch zu ihrer eigenen Zufriedenheit) regelmäßig zu vergewissern, ob und wie sie die Bedürfnisse möglichst vieler Mütter und Väter treffen können.

Dies hat einen guten Grund: Die anhaltend hohe Armutsbetroffenheit hat Einfluss auf die Kinder. Die Einkommenslage ihrer Eltern bestimmt weitgehend ihre gesellschaftlichen Chancen, Gesundheit und Wohlbefinden von Heranwachsenden hängen in hohem Maße mit ihren Chancen auf Teilhabe, auf Bildung zusammen.

Aus bundesweiten Studien weiß man, dass der Zugang von armen Familien zu formalen und besonders zu non-formalen Bildungsangeboten im frühen Kindesalter

erheblich beschränkt ist. Die Einschränkungen betreffen besonders Alleinerziehende, Arbeitslosengeld-II-Empfänger, Menschen mit Migrationshintergrund.

Während nur knapp jede/r fünfte Alleinerziehende, und nur jede/r siebte ALG II-Bezieher Angebote der non-formalen Förderung für ihr/sein 0-3-jähriges Kind in Anspruch nimmt, tut dies jede zweite Familie, die nicht in dieser Situation steckt (vgl. Spiess 2013) unter: Damit entfällt gleichzeitig die Chance auf Unterstützung und Förderung der Kinder von außen. Geringe Qualifikation bedeutet jedoch ein erhöhtes und weiter steigendes Armutsrisiko, auch das zeigt uns die Sozialberichterstattung unter anderem am Beispiel Hamburgs (erwerbsfähige Bürgerinnen und Bürger sind bei niedrigem Qualifikations-Niveau zu 39,6% arm, bei mittlerem Qualifikationsniveau zu 12,8% und bei hohem Qualifikationsniveau zu 5,1% arm).

Diese ungleichen Lebensbedingungen beeinflussen die körperliche, psychische und soziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Laut bundesweiter Gesundheitsberichterstattung (vgl. u.a. <http://www.kiggs-studie.de/deutsch/home.html>) wie auch laut World-Vision-Studie (vgl. die Studien der World Vision Deutschland e.V, 2010/2013) weisen ca. 20% der Kinder und Jugendlichen armutsbedingt eine deutlich schlechtere Gesundheit als ihre Gleichaltrigen auf (Deutscher Bundestag 2009).

Wir sehen zum einen die Verschiebung des Krankheitsspektrums von den akuten zu überwiegend chronisch-körperlichen Erkrankungen und von körperlichen zu psychischen Erkrankungen, genannt „neue Morbidität“. Während der Rückgang akuter Erkrankungen z.B. unter anderem auf Impfungen und medikamentöse Versorgung zurückgeführt wird, wird die Zunahme an chronischen Krankheiten nicht nur Verhalten und Lebensstil zugerechnet, sondern auch den Lebensverhältnissen, d.h. Armut, mangelndem Wohn- und Bewegungsraum, etc. (Deutscher Bundestag 2009).

Zum anderen ist bei Heranwachsenden eine Verschiebung von den körperlichen Erkrankungen zu psychischen Auffälligkeiten zu beobachten. Dazu sind Entwicklungsstörungen (z. B. Sprachentwicklungsstörungen), emotionale Störungen (z. B. depressive und Angststörungen etc.) sowie Verhaltensauffälligkeiten (z. B. Aufmerksamkeitsstörungen) zu rechnen (Deutscher Bundestag 2009, S.78).

Die kurz- und vor allem die langfristigen Folgen der „neuen Morbidität“ betreffen zum einen die aktuelle körperliche, psychische und/oder soziale Lebensqualität und Leistungsfähigkeit von Heranwachsenden. Außerdem hat ein Großteil der im Erwachsenenalter zutage tretenden körperlichen und psychischen Erkrankungen ihren Ursprung in Auffälligkeiten des Kindes- und Jugendalters (von Dragano, N., 2009).

Sozial bedingte gesundheitliche Ungleichheit im Kindesalter zeigt sich in höherer Säuglingssterblichkeit, niedrigerem Geburtsgewicht, geringerer Körpergröße bei Schuleintritt, Entwicklungsstörung bzw. -verzögerung, in der motorischen oder Sprachentwicklung, anhand erhöhter Unfall- und Verletzungshäufigkeit.

Aus Schuleingangsuntersuchungen wissen wir von erhöhten Beeinträchtigungen des Sehens und Hörens, der Sprachentwicklung, der Bewegungskoordination, der Teilnahme an Früherkennungsuntersuchungen, der Impfbereitschaft, der Ernährung, des Zahnstatus.

Gesundheitliche Ungleichheit schlägt sich zudem nieder im Bewältigungsverhalten und in den Kompetenzen im Umgang mit Belastungen und allgemein in der psychosozialen Gesundheit!

Belastbare Hinweise darauf lieferte uns dafür die an KiGGS, die große Studie zur Kinder- und Jugendgesundheit angeschlossene Bella-Studie (www.bella-study.org/). In ihrem Mittelpunkt standen individuelle, familiäre und soziale Schutz- und Risikofaktoren, die als Determinanten von psychischer Gesundheit und Lebensqualität diskutiert werden. Bella belegte, dass:

- bei rund 22% der befragten Kinder und Jugendlichen Hinweise auf psychische Auffälligkeiten vorliegen
- sich Hinweise für Ängste bei 10%, Störung des Sozialverhaltens bei 8%, Depressivität bei 5% und Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS) bei 2% der untersuchten Kinder und Jugendlichen finden
- Risikofaktoren für psychische Auffälligkeiten insbesondere ein niedriger sozioökonomischer Status und Risiken in der Familie, wie zum Beispiel Familienkonflikte oder eine hohe elterliche Belastung sind
- mit einer größeren Anzahl an Risiken auch erhöhte Raten von psychischen Auffälligkeiten einhergehen

- Kinder mit individuellen, familiären und sozialen Schutzfaktoren weniger psychische Auffälligkeiten zeigen.

Die Bella-Studie zeigt, mit einer Häufung von Risikofaktoren geht eine erhöhte, mit der Häufung von Schutzfaktoren dagegen geringere psychische Auffälligkeit einher. Dieses Zusammenspiel von Belastungen (Risikofaktoren) und Ressourcen (Schutzfaktoren) kann die Gesundheit in die eine oder andere Richtung positiv bzw. negativ beeinflussen.

Die Ergebnisse von Bella stellen also nicht nur Risiken, sondern auch Ansatzpunkte zur Förderung von seelischem Wohlbefinden und gesundheitlicher Chancengleichheit dar.

Weitere Ansatzpunkte zur Förderung seelischen Wohlbefindens Heranwachsender lieferte der 13. Kinder- und Jugendbericht (Deutscher Bundestag 2009). Die Autorenkommission des Berichts nennt die,--- für die gesundheitliche Förderung von Kindern und Jugendlichen zentralen --- Entwicklungsthemen gegliedert nach Altersstufen, in denen sie eine besondere Bedeutung haben (Deutscher Bundestag 2009, vgl. S. 35, S. 80):

- Kinder unter 3 Jahren: Bindung und Autonomie
- Kinder von 3 bis 6 Jahren: sprechen, bewegen und Achtsamkeit
- Kinder von 6 bis 12 Jahren: aneignen und gestalten, Beziehungen eingehen und sich bewähren
- Jugendliche von 12 bis 18 Jahren: Körper spüren, Grenzen suchen, Identität finden.

Zentral ist hier die Förderperspektive. Ein relevantes Beispiel kann die Förderung von Bindung und Autonomie im frühen Kindesalter sein. Dabei geht es um geglückte Bindungsmodelle, die voraussetzen, dass Eltern und andere Bezugspersonen zu feinfühligem Verhalten in der Lage sind, indem sie:

- a. die Signale des Kindes wahrnehmen,
- b. richtig interpretieren und
- c. prompt sowie
- d. angemessen darauf reagieren.

Feinfühliges Verhalten bedeutet auch, die Autonomie des Kindes, d.h. sein Bedürfnis nach Selbstregulation und Selbstbestimmung zu respektieren (Bretherton 1987).

Ist dies nicht gegeben, dann liegt ein *Risikofaktor* vor, d.h. ein Merkmal, das entwicklungshemmend sein kann, mit Verhaltensauffälligkeiten oder Entwicklungsstörungen einhergehen kann und sich negativ auf die physische und

psychische Gesundheit eines Kindes auswirken kann (Häfner et al. 2001). Risikofaktoren steigern die Wahrscheinlichkeit eines problematischen Entwicklungsverlaufs und die Verletzlichkeit aufseiten des Kindes.

Schutzfaktoren können dagegen als grundlegende *Ressource* für eine gelingende altersentsprechende Entwicklung von Kindern und Jugendlichen gesehen werden. Sie bieten einerseits generell förderliche Bedingungen in unterschiedlichen Entwicklungsbereichen. Zum anderen können sie mögliche ungünstige Folgen von bestehenden Entwicklungsrisiken im Sinne eines „Puffereffekts“ mildern (Bengel et al. 2009).

Geht es also darum „Alle an Bord“ zu holen und gesundheitliche Chancengleichheit zu fördern, dann kommt es auf das Zusammenspiel von Risiken und Ressourcen an. In ihrem „geglückten“ Zusammenspiel von Risiken liegt eines der Geheimnisse der menschlichen Psyche, das Wissenschaftler wie Emmy Werner, Ruth, Smith, Ann Masten oder Michael Rutter über viele Jahre beschäftigte. Die Frage nach der psychischen Widerstandsfähigkeit von Kindern angesichts von Belastungen. Die „Superkids“, „Invulnerablen“, „Unverletzbaren“ und „Überlebenskünstler“, wie sie im Wechsel genannt wurden. Man sprach auch von Kindern, „die schwimmen, obwohl alles dafür spricht, dass sie untergehen“.

Das Konzept der Resilienz

Für die meisten hier im Raum wird klar sein, dass es sich dabei um das Phänomen der *Resilienz* handelt. Resilienz wird als psychische Widerstandskraft gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken definiert (vgl. Werner 1999). Der Begriff wurde entscheidend vom britischen Kinderpsychiater Sir Michael Rutter geprägt. Eine zentrale These in diesem Konzept lautet, dass die Bewältigung belastender Lebensumstände wesentlich davon abhängt, welche Schutzfaktoren angesichts bestehender Risiken mobilisierbar sind. Resilienz kann als eines der Schlüsselkonstrukte im Rahmen des positiv ausgerichteten Gesundheitsbegriffs angesehen werden, der in der Ottawa-Charta 1986 erstmals explizit als Orientierungsrahmen für die Gesundheitsförderung formuliert wurde. Ausschlaggebend ist dabei die Ressourcenperspektive, die den Blick auf die Entstehung und Erhaltung von Gesundheit und Wohlbefinden richtet.

Besonders an drei Eigenschaften, nämlich 1. einer positiven, gesunden Entwicklung trotz hohem Risikostatus, 2. einer beständigen Kompetenz unter Stressbelastung

und 3. einer positiven bzw. schnellen Erholung von traumatischen Erlebnissen wird Resilienz bei Menschen im Alltag sichtbar (Masten 2001).

Zu den wichtigsten Erkenntnissen gehört, Resilienz nicht als feste Qualität, starres Merkmal oder stabile und überdauernde Persönlichkeitseigenschaft zu verstehen. Sie kann Schwankungen unterliegen. Das bedeutet auch, dass Heranwachsende zu einem Zeitpunkt Resilienz zeigen können, zu anderen Zeiten jedoch weitaus „verletzlicher“ sind. Besondere Phasen erhöhter Verletzbarkeit sind z.B. Entwicklungsübergänge wie der Eintritt in Krippe, Kindergarten und Schule, die Pubertät oder der Übergang Schule - Beruf.

Auch der Ausdruck *resiliente Kinder* ist unpassend, weil er mit der Vorstellung einer persönlichen Eigenschaft verknüpft werden könnte. Es zählen vor allem „zwei Bedingungen von Resilienz: Diese Kinder sind 1) einschränkenden und widrigen (aversiven) Situationen ausgesetzt, in denen sie aber 2) dennoch positive Anpassungen zeigen“ (vgl. Bengel u.a. 2009, S. 20f).

Ann S. Masten (2001) nannte Resilienz das Wunder des Alltags: „Die größte Überraschung auf diesem Gebiet ist das Gewöhnliche an der Resilienz. Was immer wieder erstaunt und möglicherweise auch zu dem irrigen Glauben verleitet, resiliente Menschen verfügten über ganz besondere, möglicherweise magische Kräfte, ist einfach die Fähigkeit auch unter außergewöhnlichen Umständen zu „funktionieren“.“

In der Frage, wie das Zusammenspiel von Risiko- und Schutzfaktoren genau verläuft, ist vieles noch ungeklärt.

Was schützt?

Einigkeit besteht jedoch über wichtige Schutzfaktoren, und somit auch über die Frage, was schützt die gesunde Entwicklung eines Kindes. Als schützend gilt eine enge emotionale Beziehung zu mindestens einer Bezugsperson, körperliche Gesundheitsressourcen, kognitive Kompetenzen, ein aktiver Problembewältigungsstil, Gefühle von Selbstwirksamkeit und Kontrollüberzeugung, wobei Wechselwirkungen mit Faktoren wie Alter und Geschlecht des Kindes zu beachten sind (Richter-Kornweitz 2011).

Resilienz kann man bei Kindern über die Entwicklung von *Basiskompetenzen* von klein auf fördern. Dazu zählen ein positives Selbstkonzept, Kontrollerwartung und Gefühle der Selbstwirksamkeit, Fähigkeiten zur Selbstregulation und zur kognitiven

Flexibilität, also die Fähigkeit, Situationen aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Als personale Ressourcen seelisches Wohlbefinden können sie seelisches Wohlbefinden unterstützen (Richter-Kornweitz 2010, 2011).

Das folgende Beispiel ist stark vereinfacht, kann so jedoch illustrieren, was gemeint ist: Ein sehr kleines Kind streckt sich nach einem Mobilé. Es „weiß“ schon, dass sich das Mobilé bewegen und in der Luft tanzen kann, wenn es mit den kleinen Händen oder Füßen erreicht wird. Darüber freut es sich. Es möchte es immer wieder tanzen lassen und versucht immer wieder, es zu erreichen. Langsam bekommt es ein Gefühl davon, dass es „selbst etwas bewirken kann“. Das Kind ist motiviert und strengt sich an, das Mobilé zu erreichen. Was manchmal so unkoordiniert wirkt, ist in Wirklichkeit der Versuch, verschiedene Abläufe in eine spezielle Abfolge zu bringen, damit sie zu einem bestimmten Ergebnis führen. Es lernt mit der Zeit, seine Handlungen zu koordinieren und zu „kontrollieren“. Und es erwartet mit der Zeit regelrecht seinen Erfolg, d.h. das Mobilé tanzen zu sehen. Gelingt das immer öfter, bildet sich ein Konzept und die Überzeugung heraus, „selber etwas bewirken zu können“, die Überzeugung „ich kann“. Das Kind hat außerdem ein Bedürfnis nach Autonomie, danach, „es selbst zu tun“. Wenn jedoch ein Erwachsener in dieser Situation das Mobilé tiefer runter hängen würde, „damit das Kind es nicht so schwer hat“, kann es sein, dass er/sie ungewollt seinen Lernprozess behindert und damit auch die Entwicklung von Basiskompetenzen. Ebenso könnte, zumindest theoretisch gesehen, der beschriebene Lernprozess behindert werden, wenn das Mobilé so hoch hängt wird, dass der Versuch es zu erreichen, erfolglos bleibt. Der Erfolg ist in Situation davon abhängig, dass die Anforderung hoch genug, aber nicht zu hoch ist.

Basiskompetenzen können Sie darüber hinaus bei Kindern fördern, indem Sie:

- Das Kind ermutigen, seine Gefühle zu benennen und auszudrücken
- Das Kind ermutigen, positiv und konstruktiv zu denken
- Dem Kind helfen, soziale Beziehungen aufzubauen
- Dem Kind helfen, sich erreichbare Ziele zu setzen
- Dem Kind helfen, spezielle Fähigkeiten zu entwickeln
- Dem Kind helfen, Interessen und Hobbies zu entwickeln
- Vorschnelle Hilfeleistungen vermeiden (vgl. Wustmann 2004).

Resilienzfördernd wirken außerdem familiäre und außerfamiliäre Faktoren, wie eine als „angemessen wahrgenommene“ soziale Unterstützung und/oder ein Erziehungs- und Beziehungsklima, das durch emotionale Akzeptanz gekennzeichnet ist, durch

Supervision und klare Verhaltensregeln in Familien, Kindertagesstätten und anderen Institutionen (Richter-Kornweitz 2012).

Ich fokussiere: Resilienz ist anzusehen als eine Art von Balance zwischen Risiken und Ressourcen. Ihr Zusammenspiel und die dabei entstehenden Wechselwirkungen beeinflussen entscheidend die Entwicklung von Kindern. Im Allgemeinen lassen sich dabei die Ressourcen den folgenden Ebenen zuordnen:

- a) Persönlichkeitsmerkmale des Kindes
- b) Merkmale der engeren sozialen Umwelt
- c) Merkmale des außerfamilialen Stützsystems.

Neben den erwähnten Basiskompetenzen sind als Schutzfaktoren auf die Ebene der Persönlichkeitsmerkmale beispielsweise kognitive Kompetenzen oder auch körperliche Gesundheitsressourcen zu nennen. Als schützende Faktoren unter den Merkmalen der engeren sozialen Umwelt sind unter anderem emotionale Unterstützung durch die Familie, Rückhalt in der Familie, Familienaktivitäten und ein „gutes“ Familienklima zu rechnen. Als Schutzfaktoren unter den Merkmalen des außerfamiliären Stützsystems gelten früher und regelmäßiger Kita- bzw. Krippenbesuch, gelungene Übergänge, z.B. Krippe-Kita, Kita-Schule, Erziehungsklima in der Einrichtung oder auch soziale Unterstützung über soziale Netzwerke (Richter-Kornweitz 2010).

Kinder können nicht nur auf individueller Ebene im Umgang mit Belastungen gestärkt werden. Es ist auch möglich, das Kind, durch Förderung Erziehungs- bzw. Interaktionsqualität in der häuslichen wie außerhäuslichen Umgebung in seiner Resilienzentwicklung zu unterstützen.

Strukturelle Resilienzförderung durch Zusammenarbeit mit Eltern

Die Grundlagen für die Entwicklung von Resilienz sollten in einem institutionellen Rahmenkonzept verankert werden, in dem die ganze Familie gestärkt werden kann. Die Integration in das soziale Umfeld und die Stärkung des außerfamiliären Netzwerks (Freunde, Kita, Schule, Nachbarn, Stadtteil) hilft Kindern genauso wie die gezielte Unterstützung der Eltern.

Damit bin ich beim dritten Themenblock, der Zusammenarbeit mit Eltern, angelangt.

Wann gelingt Zusammenarbeit mit Eltern? Was sind die Vorbedingungen dafür, dass eine Schatzsuche nach den Ressourcen der Kinder überhaupt stattfinden kann?

Zunächst, plakativ ausgedrückt, aber trotzdem wichtig und wahr: „Auf die Beziehung kommt es an“. Nicht auf die *Menge* an Beziehungen, sondern auf die *Qualität* der Beziehung. Wichtigstes Merkmal für die Qualität von Beziehung ist *Vertrauen*. Allerdings bleibt zu fragen: Wie entsteht Vertrauen? Zum Einen: durch Verlässlichkeit und Transparenz in den Interaktionen mit Eltern. Zum anderen durch respektvolles und wertschätzendes Verhalten auf beiden Seiten, d.h. der Erzieherinnen und Erzieher und der Eltern. Zusammenarbeit mit Eltern ist keine Einbahnstraße. Es ist ein Weg, der gemeinsam gegangen werden muss, aber wenn Sie Erzieherin oder Erzieher sind, dann gehört es zu Ihrer Aufgabe/Auftrag, günstige Bedingungen zu schaffen und zuerst auf Mütter und Väter zuzugehen.

Doch was sind günstige Bedingungen und wie können sie geschaffen werden? Zu den unverzichtbaren Voraussetzungen gehört es beispielsweise, die Rahmenbedingungen bezüglich der *Strukturqualität* (Zeit, Qualifikation und Berufserfahrung, Raumangebot) und der *Prozessqualität* (Formen der Zusammenarbeit, Passgenauigkeit, z.B. niedrige Zugangsschwellen) zu prüfen. Sie müssen stimmen, wenn nicht das Angebot für Fachkräfte wie für Eltern eher zur zusätzlichen Belastung als zur Unterstützung werden soll. Zugangsschwellen könnten Kostenaufwand oder Kinderbetreuung bilden. Wie wird das Problem der Kinderbetreuung/Babysitter gelöst? Bestehen Sprachbarrieren, Fremdheits-, Angst oder Schamgefühle z. B. aufgrund einer anderen Lebenswelt („Habitus“)? Gibt es andere Probleme in der Alltagsorganisation oder mit Terminen? Ist die Thematik des Angebots so gewählt, dass Familien sich in ihren Alltagsorgen angesprochen fühlen? Nur eine Minderheit, d.h. nur 15% sozial benachteiligte Familien waren laut Siebtem Familienbericht in allen Angeboten der Familienbildung zu finden, ein Hinweis darauf, dass Angebote zur Zusammenarbeit häufig nicht passgenau auf diese Zielgruppe zugeschnitten sind (Hartung et al 2009).

Eine wichtige Frage lautet daher: Was wollen Eltern? Aus Studien zur Zusammenarbeit mit Eltern in Kita und Grundschule wissen wir, was sie bevorzugt suchen:

- Praktische Tipps für den Erziehungsalltag
- Strategien gegen Konflikte
- Wissen und Informationen über die Entwicklung von Kindern.

Darüber möchten Sie mehr über sich selbst erfahren, z.B. über Ursachen von Stress und Konflikten. Sie suchen den Austausch mit anderen Eltern und die Erweiterung ihres sozialen Netzwerks (auch zur eigenen Entlastung) und grundsätzlich immer: Das Beste für ihr Kind! (Şıkcan 2008, Matzinzik/Kluwe 2007, Tschöpe-Scheffler 2006)

Renate Thiersch (2006) hat vier verschiedene Arten der Zusammenarbeit mit Eltern innerhalb von Kindertagesstätten ermittelt:

- Eltern die genau über alles unterrichtet und informiert werden möchten (*Modus der Identifikation*)
- Eltern, die sich knappe, praktische Hinweise wünschen und Erziehung und Bildung für die Zeit des Kitabesuchs an die Einrichtung delegieren (*Modus der Delegation*)
- Eltern, die sich von den Fachkräften Beratung in Erziehung und Lebensführung erhoffen (*Modus der Beratung*)
- Eltern, die praktische Unterstützung für ihre Lebensführung erwarten (*Modus der Unterstützung*)

Auch bei den Fachkräften hat sie unterschiedliche Einstellungen gegenüber der Zusammenarbeit mit Eltern identifiziert.

- Fachkräfte, die sich abgrenzen und auf ihre Professionalität setzen (*Abgrenzungsmodus*)
- Fachkräfte, die eine persönliche Beziehung zu den Eltern und dem Kind anstreben (*Modus persönliche Zuwendung*)
- Fachkräfte, die annehmen, dass Eltern nicht ausreichend kompetent in Erziehungsfragen sind (*Modus Belehrung*)
- Fachkräfte, die im Gegenteil wiederum die Kompetenzen der Eltern besonders schätzen (*Modus Ressourcenorientierung*)

Es wird schnell klar, dass da manchmal ganz unterschiedliche Typen aufeinander stoßen können, die nicht allzu viel gemein haben. Deutlich wird auch, dass Sie wissen müssen, was Sie wollen und auch was Ihre Eltern wollen! Die Bandbreite bei den Eltern kann zwischen „keinem Interesse“ und „sehr starkem Interesse“ schwanken!

Neben Struktur- und Prozessqualität (Deutsches Jugendinstitut 2011, S. 48ff) zählt die *Orientierungsqualität*, die von den Überzeugungen und normativen Orientierungen der Fachkräfte /ErzieherInnen handelt, zu den bedeutenden Qualitätsmerkmalen der Zusammenarbeit mit Eltern. Wollen Sie Eltern zu erreichen, ist es wichtig in Erfahrung zu bringen, was Eltern wollen und mit Offenheit an sie heranzutreten um deren Sicht auf die Dinge; deren „Modell der Welt“ kennenzulernen. Welche Wünsche, Bedürfnisse und welche Kritik formulieren sie? Wie verschieden (divers bzw. heterogen) sind die Eltern, mit denen sie zusammenarbeiten?

Wir alle haben unterschiedliche Vorstellungen von der Welt. Keine dieser Vorstellungen stellt sie vollständig und akkurat dar. Diese Vielzahl der Perspektiven anzuerkennen und das auch zu signalisieren, ist eine notwendige Vorbedingung dafür, dass Vertrauen entstehen kann.

Um in der Sprache von „Schatzsuche“ zu bleiben. Was für mich wertvolles Strandgut (und ein Foto wert ist), ist für manche völlig uninteressant.

Eltern an Entscheidung, Planung und Umsetzung von Angeboten zu beteiligen, kann arbeitsintensiv sein. Zum einen, weil hierbei die verschiedenen Weltsichten aufeinanderstoßen und erst einmal geklärt werden müssen. Zum anderen auch, weil es zuvor erforderlich sein kann, Menschen zu selbst bestimmten Handeln zu befähigen und dazu, ihr Leben wieder mehr in die Hand zu nehmen. Und auch dabei gilt: Die Subjektivität der Wahrnehmung hoch zu schätzen – Die Landkarte ist nicht das Gebiet).

Es zählt die Alltags- und Praxisrelevanz des Angebotes aus Sicht der Eltern. Es zählt die positive soziale Interaktion, das heißt Freude und Spaß am Angebot. Erhobene Zeigefinger schrecken eher ab. Auch Sprache zählt enorm. Sie kann abweisend und einladend wirken. Außerdem können Botschaften nicht immer auf Sprache bauen, dazu sind unsere „Sprachen“ zu unterschiedlich, sogar wenn wir alle in Deutsch miteinander kommunizieren können. „Schatzsuche“ setzt genau aus diesem Grund verstärkt auf Symbolik als verbindendes Medium ebenso wie auf Rituale, die Gemeinsamkeiten schaffen können.

Gemeinsamkeiten bei Aufgaben, Zielen, Problemlagen verbinden die Gruppe eher miteinander. Es kann daher positiv sein, darin Anknüpfungspunkte zu suchen; das heißt in gemeinsamen Erfahrungen mit den Kindern und im gemeinsamen Interesse

am Wachstum und am Erfolg der Kinder. Transparenz ist Vorbedingung für Vertrauen wurde bereits genannt. Ebenso wichtig ist es, Alleingänge mit Einzelnen zu vermeiden. Sie brauchen außerdem einen gut erreichbaren, vertrauten Raum und manchmal auch vermittelnde Personen und Situationen wie z.B. ein gemeinsam gestaltetes Fest.

Natürlich ist es genauso wichtig zu klären, was Sie wollen, als diejenigen, die mit Eltern arbeiten. Die zugehörigen Fragen könnten lauten:

- Welche Vorerfahrungen haben Sie gemacht und welche Vorstellungen haben Sie von Eltern und Familie?
- Welche Normen, Werte und Ziele sind Ihnen wichtig?
- Sind Sie genügend darauf vorbereitet worden, mit Eltern zu arbeiten?
- Haben Sie ausreichend Zeit um sich auf langwierige Prozesse einzulassen?
- Haben sie ausreichend Mut, sich auf Unbekanntes einzulassen? (Şıkcan 2008; Prott & Hautumn 2004)

Die Rahmenbedingungen (auch in der Einrichtungskonzeption) zu klären und eine Art Bestandsaufnahme zu machen, sind Grundbedingungen für Zusammenarbeit mit Eltern. Einstellungen und Erfahrungen, Denken und Handeln müssen reflektiert werden, um die Sichtweisen anderer nachvollziehen zu können. Diese Vorgehensweise ist Bestandteil einer professionellen Haltung.

Die Frage der inneren „Haltung“ ist ebenso elementar wie die der Rahmenbedingungen. Sie zu erwerben erfordert einen inneren Prozess, der Zeit, Raum und Unterstützung (durch den Träger! Die Leitung! Die Ausbildungsstätte!) braucht. Mit welcher Haltung arbeite ich? Was löst mein eigenes Verhalten (Mimik, Gestik, Wortwahl) bei anderen aus? Wie kann ich auf andere zugehen, die völlig konträre Lebensentwürfe leben? Aber auch, wo sind meine Grenzen?

Was fördert diese professionelle, wertschätzende und dialogische Haltung? Wodurch zeichnet sie sich aus? Grundsätze wie die folgenden, weisen den Weg und sollten durch eigene Erfahrungen ergänzt werden:

- Kein Expertentum
- Lernen miteinander und voneinander
- Zuhören, ernst nehmen
- Mehr erfahren wollen über mein Gegenüber

- Persönlich ansprechen
- Stärken fördern
- Vorbild sein
- Ich-Botschaften aussprechen
- ...

Ergebnis eines eigenen Projekts zur Zusammenarbeit mit Eltern in der Gesundheitsförderung, das im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) durch die Landesvereinigung für Gesundheit & Akademie für Sozialmedizin (LVG & AFS) gemeinsam mit den Hochschulen Freiburg, Neubrandenburg und diversen Kindertageseinrichtungen durchgeführt wurde, ist, dass viel Wissen, viele Fertigkeiten und viele (Sozial- und Selbst-)Kompetenzen in den Einrichtungen und bei den Fachkräften vorhanden sind. Auch viele der hier aufgeführten Inhalte sind bekannt oder wurde zumindest schon mal gehört. Dies kann neu belebt werden. Im turbulenten Alltag der Kita geht aber auch so manches unter. Es ist daher vielleicht bekannt, aber trotzdem nicht präsent.

Zeit wurde in diesem Projekt immer für eine vertiefte Zusammenarbeit mit Eltern gefordert. *Zeit scheint eine der wesentlichen Anforderungen zu sein*, auch und insbesondere, wenn es darum geht, als Fachkraft mit Eltern zusammenzuarbeiten und sie für die Förderung des seelischen Wohlbefindens ihrer Kinder zu gewinnen. Ein weitere zu überwindende Barriere war ein typisches Verhalten: „Die Fachkräfte hatten sich angewöhnt, *die Dinge in die Hand zu nehmen* und die Eltern haben sich darauf eingestellt“. Die Fachkräfte waren in ihrem Inneren tief davon überzeugt, genau zu wissen, was die Eltern wollen oder was gut für sie wäre. Die im Projekt geforderte Umstellung, den Eltern tatsächlich etwas zu überlassen, ihnen Dinge in die Hand zu geben, war eine enorme Herausforderung für die Fachkräfte, klappte aber hervorragend, nachdem sie realisiert hatten, was von ihnen erwartet wurde und welche Vorteile es mit sich bringt (den Erzieherinnen weniger Organisation; den Eltern mehr Teilhabe, mehr Spaß). Vorausgegangen war ein intensiver, einrichtungsinterner gemeinsamer Prozess der Reflektion über die Zusammenarbeit mit Eltern in der eigenen Einrichtung.

Damit bin ich (fast) am Ende meines Vortrags: Zusammenarbeit mit Eltern zur Förderung des seelischen Wohlbefindens von Kindern erfordert hohe Fachkompetenz: Wissen zur seelischen Gesundheit von Kindern, zu den Determinanten dieser Gesundheit. Sie erfordert außerdem Fertigkeiten, wie die

Analyse des Bedarfs, Kenntnisse in der Anwendung von Methoden. Auch Kenntnisse in der Vernetzung im Kontext des Einrichtungs- und Wohnumfelds, mit den vielen anderen Akteuren, die für Familien relevant sind. Notwendig sind zudem personale Kompetenzen, spezielle Sozial- und Selbstkompetenzen, wie verbale und non-verbale, angemessene, wertschätzende Kommunikationsfähigkeiten und eine hohe Sensibilität (vgl. auch Deutsches Jugendinstitut 2011). Dies alles braucht Unterstützung: durch Ausbildung und Qualifikation, durch Träger und auch durch Politik, die angemessene Rahmenbedingungen für Kindertageseinrichtungen ermöglichen muss.

Ich freue mich sehr, dass mit dem Elternprogramm Schatzsuche ein Konzept entwickelt wurde, dass es erlaubt, diese Anforderungen mit der erforderlichen Leichtigkeit umzusetzen.

Epilog

Es geht auch um uns selbst

Es gibt einen wesentlichen Aufgabenbereich, über den ich noch nichts gesagt habe: Es geht um uns selbst. Er steht in engem Zusammenhang mit „Alle an Bord!“ bzw. der Teilhabe sozial Benachteiligter. Dazu würde ich gerne zum Schluss noch etwas sagen:

Wir müssen uns fragen, *wer muss was lernen?* Wir müssen uns fragen, wie das Leben aus Sicht armer Kinder und Jugendlicher und ihrer Eltern aussieht. Aus Sicht der Menschen, die sich daran gewöhnt haben, wenig zu besitzen und vor allem wenig zu erwarten. Sie werden ihr Leben nicht unbedingt so in die Hand nehmen wie wir es von ihnen erwarten, sondern eigene Prioritäten setzen. Als Mehrheitsgesellschaft, für die „Bedürfnisaufschub“ fast von Kindesbeinen an Normalität ist, können wir manche Verhaltensweisen und Werte nicht verstehen.

Aus Sicht der „Anderen“, deren Wege wir selten kreuzen - es sei, denn wir arbeiten vor Ort, im Stadtteil, einer „Brennpunktschule –oder –Kita“ - machen sie durchaus Sinn. Wir werden sie nicht erreichen, wenn wir unseren Stil und unsere Werte als die besseren darstellen.

Wir können sie erreichen, wenn wir daran glauben, dass sie in der Lage sind, ihre eigenen Lösungen zu finden. Wenn in den Stadtteil- und Familienzentren, den Mehrgenerationenhäusern, Kitas, Schulen, Kirchenkreisen und den vielen anderen Angeboten ein Klima herrscht, das von emotionaler Wärme, Offenheit gekennzeichnet ist, Selbstständigkeit fördernd, aber zugleich regelgeleitet, organisiert und von Zusammenhalt geprägt

Es geht um die *Befähigung* von Mädchen und Jungen. Es ist unsere Aufgabe, Kinder zu motivieren, sich selber hartnäckig um ihr Glück zu bemühen.

Unser Motto sollte sein: Kinder stark zu machen, damit sie eine *Zukunft* haben, die sie *selber gestalten* können.

Denn man kann es auch so sehen: Vom Paradies ist uns manches geblieben. Was, das kann jeder für sich subjektiv anders sehen. Ich bin mir aber sicher, dass der Philosoph Dante Alighieri recht hat, wenn er sagt, dass folgende drei Dinge für sehr viele Menschen dazu gehören: Sterne, Blumen und Kinder!

Literatur:

Bengel, J., Meinders-Lücking, F. & Rottmann, N. (2009). Schutzfaktoren bei Kindern und Jugendlichen. Stand der Forschung zu psychosozialen Schutzfaktoren für Gesundheit. Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung. Band 35. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Köln

BMFSFJ=Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2006): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht. Berlin

Bretherton, I. (1987). New perspectives on attachment relations: security, communication and internal working models. In J. Osofsky (Ed.), Handbook of infant development (2nd edition, pp. 1061-1100). New York: Wiley.

Deutscher Bundestag (2009): 13. Kinder- und Jugendbericht. Mehr Chancen für gesundes Aufwachsen - Gesundheitsbezogene Prävention und Gesundheitsförderung in der Kinder- und Jugendhilfe. Drucksache 16/12860. Berlin. Download unter:

<http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationen,did=128950.html>

Letzter Zugriff am 09.01.2014.

Deutsches Jugendinstitut (2011): Zusammenarbeit mit Eltern. Grundlagen für die kompetenzorientierte Weiterbildung. Ein Wegweiser der Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte (WiFF).

Dragano, N.; Siegrist, J. (2009). Die Lebenslaufperspektive gesundheitlicher Ungleichheit: Konzepte und Forschungsergebnisse. In: Richter, M.; Hurrelmann, K. (Hrsg.): Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. 2. aktual. Auflage, Wiesbaden: VS, S. 181-194

Häfner, S., Franz, M., Lieberz, K., & Schepank, H. (2001). Psychosoziale Risiko- und Schutzfaktoren für psychische Störungen: Stand der Forschung. Teil 2: Psychosoziale Schutzfaktoren. Psychotherapeut, 46(6).

Hartung, Susanne, Kluwe, Sabine, Sahrai, Diana: „Neue Wege in der Elternarbeit.“ Evaluation von Elternbildungsprogrammen und weiterführende Ergebnisse zur präventiven Elternarbeit. Kurzbericht des BMBF-geförderten Projekts: Bielefelder Evaluation von Elternbildungsprogrammen (BEEP). Bielefeld. 2009.

Marzinzik, Kordula, Kluwe, Sabine: Stärkung der Erziehungskompetenz durch Elternkurse. Zur Wirksamkeit und Reichweite des Elterntrainings STEP. Prävention 03/2007. Seite 79-82

Masten, A. S. (2001). Resilienz in der Entwicklung: Wunder des Alltags. In G. Röper, C. von Hagen & G. Noam (Hrsg.), Entwicklung und Risiko – Perspektiven einer klinischen Entwicklungspsychologie (S. 192-222). Stuttgart: Kohlhammer.

Prott, Roger, Hautumm Annette: 12 Prinzipien für eine erfolgreiche Zusammenarbeit von Erzieherinnen und Eltern. Verlag das Netz. Berlin 2004.

Richter-Kornweitz, Antje (2010). Resilienz und Armutsprävention - Was stärkt arme Kinder? In Holz, G., Richter-Kornweitz, Antje (Hrsg.) Kinderarmut und ihre Folgen – Wie kann Prävention gelingen? Ernst Reinhardt Verlag. München. S. 94-108.

Richter-Kornweitz, Antje: Gleichheit und Differenz – die Relation zwischen Resilienz, Geschlecht und Gesundheit. In: Margherita Zander (Hrsg.) (2011): Handbuch Resilienzförderung. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. Seite 240-274.

Richter-Kornweitz, Antje (2013): Resilienzförderung armer Jugendlicher. Risiko- und Schutzfaktoren im Spiegel der Forschung. In: Fischer, Dietlind, van der Gathen, Jan, Höhmann, Katrin, Klaffke, Thomas, Rademacher, Hermann: Schule und Armut. Friedrich Jahresheft XXXI. Friedrich Verlag in Zusammenarbeit mit Klett. Seelze. S. 52-58.

Sikcan, Serap: Zusammenarbeit mit Eltern: Respekt für jedes Kind - Respekt für jede Familie. In Wagner, Petra: Handbuch Kinderwelten. Vielfalt als Chance - Grundlagen einer vorurteilsbewussten Bildung und Erziehung. Herder Verlag. Freiburg. 2008

Spieß, K: Tagesbetreuung für Kinder. Vortrag auf der Fachveranstaltung zum 14. Kinder- und Jugendbericht am 22.02.2013 unter: [http://www.agj.de/Artikel.76.0.html?&tx_ttnews\[tt_news\]=240&cHash=c5ad38079a61487bf81ee58d7fa52092](http://www.agj.de/Artikel.76.0.html?&tx_ttnews[tt_news]=240&cHash=c5ad38079a61487bf81ee58d7fa52092))

Thiersch, Renate (2006): Familie und Kindertageseinrichtung. In: Bauer, Petra / Brunner, Ewald Johannes (Hrsg.): Elternpädagogik. Von der Elternarbeit zur Erziehungspartnerschaft. Freiburg im Breisgau, S. 80 – 105.

Tschöpe-Scheffler, Sigrid (2005): Konzepte der Elternbildung – Eine kritische Übersicht. Opladen

Werner, E. (1999). Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In G. Opp, M. Fingerle & A. Freytag (Hrsg.), Was Kinder stärkt – Erziehung zwischen Risiko und Resilienz (S. 25-36). München/ Basel: Reinhardt.

Wustmann, Corina (2004): Resilienz – Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. Weinheim 2004.